

6./III. 1916

Das Spital der Frau Schratt.

Von unserem ständigen Mitarbeiter.

* Wien, Anfang März.

Wer ein besonderes Glückskind ist unter unseren verwundeten Offizieren und Soldaten, der wird ins Spital der Frau Schratt gebracht, um dort gesund zu werden. Dieses Spital ist nämlich gar kein Spital: Es ist ein feines, liebes Familienhaus mit einem weiten, grünen, jetzt nur im Schnee glitzernden Garten, unweit von Schönbrunn, wo schon die würzigen Lüfte des Wiener Waldes die Stadt zu umschmeicheln beginnen. In schönen, lichten Zimmern mit blütenweißen Betten wohnen hier die Verwundeten — acht Offiziere und 19 Soldaten — wie willkommene Gäste eines vornehmen Landhauses. Das kommt ja vor: Man wird aufs Land eingeladen und bricht sich dort den Fuß oder kriegt einen schweren Katarrh. Da ist man dann herzlich froh, daß man nicht in einem Hotel oder im Krankenhaus seine Genesung abwarten muß, sondern wie das Kind im Hause ist, in einem feinen, vornehmen Hause, in dem alles seinen ruhigen geregelten Gang geht, der selbstverständliche, unaufdringliche Luxus eines gebiegeneren Reichthums herrscht und eines erlesenen Geschmacks. Das Wichtigste aber sind natürlich die Menschen, die in diesem gastfreundlichen Hause gebieten. Da ist zunächst die Frau des Hauses, kurz die „gnädige Frau“ genannt, die einst die Wiener auf der Bühne des Burgtheaters durch ihre fröhliche Anmut so entzückte. Sie hat Herz und Sinn für das Leiden jedes ihrer Gäste, für die sie eine mütterliche Freundin ist. Ihre Stütze im Haushalt der Villa ist eine freundliche Frau, die wie ein Urbild der tüchtigen deutschen Wirtin mit klapperndem Schlüsselbund und blütenweißer Schürze durch das Haus eilt. Diese Frau hat ihre Tüchtigkeit nicht nur in Wien, sondern im tiefsten Inneren Afrikas erwiesen, wohin sie ihren seither schon verstorbenen Gatten, den österreichischen Afrikaforscher Dr. Solub, vor Jahren begleitete und, als er auf der Reise schwer erkrankte, mit männlicher Tatkraft vertrat. Daß unter dem Regimente dieser Frau das Hauswesen wie am Schnürchen geht, kann man ruhig glauben. Und wer in der blühenden Küche die bedächtige alte Wiener Köchin mit ihren vier Gehilfinnen an der Arbeit gesehen hat, — sie bereitet gerade für das Abendessen das berühmte Wiener Nationalgericht der „Schinkensleckerln“ —, der ist auch um das leibliche Wohl der Kranken ganz unbesorgt. Und natürlich fehlt nicht, was so einem vornehmen Wiener Hause erst Glanz und Farbe gibt — die jungen Damen.

Wenn Frau Schratt nicht da ist, vertritt sie ihre Nichte, Fräulein Kathi Schratt. Und dann ist da die Schwester Helene und die Schwester Pipsi. Man wünschte sich gerne den Altwiener Maler Daffinger herbei, den, der die schönen Wienerinnen des Vormärz in ganz feinen Miniaturen der Nachwelt überliefert hat, damit er diese drei Mädchen male, die eine mit dem lachenden Gesicht und dem dunkelumschatteten Koboldaugen und die, in deren rosigem Antlitz dieselbe sanfte, lächelnde Melancholie liegt, wie in einem Wiener Walzer, oder die, die auf königlicher Gestalt den stolzen Kopf einer Römerin trägt. In vergangenen stillen Sommern sah man öfters im grünen Ischl im steirischen Gewande das eine oder das andere dieser schönen Mädchen in Gesellschaft der Frau Schratt, die es liebt, sich mit Jugend und Schönheit zu umgeben. Diese Ischler Tage sind ihnen wie ein kostbarer, längst entschwundener Traum. „Ach! Ischl! . . .“ jagen sie alle mit einem wehmütigen Lächeln der Erinnerung.

Am wehmütigsten sagt es aber die alte weißhaarige Erzellenz, der „Chefarzt“ dieses Hauses, Geheimrat Dr. Kersl, der Leibarzt des Kaisers, der hier viele seiner freien Stunden verbringt und die Behandlung aller Verwundeten leitet. Fast zärtlich ist er mit seinen Patienten, und zeigte mir mit Stolz den pausbacigen Burschen, der fast sterbend ins Haus kam und nun bald wieder an die Front geht, und machte mich mit dem Hauptmann bekannt, der mit einem Brustschuß im Bette liegt, aber übers ganze Gesicht lächelt, sobald er des alten Herrn ansichtig wird. Oder mit dem Fähnrich, dem ein Bein fehlt und der mit Begier meiner Erzählung lauschte, daß ich tags zuvor einen Soldaten gesehen hatte, dem beide Beine fehlten und der auf seinen Prottesen einen feschten Wiener Walzer mit seiner Pflegerin getanzt hatte. Dr. Kersl gehört zu jenen wahren Ärzten, die an dem Geschick jedes Patienten den persönlichsten Anteil nehmen. Mit allen seinen Pfleglingen, die wieder im Felde stehen, ist er in regem Briefwechsel, und jenen, die das Spital verlassen, um wieder ins bürgerliche Leben zurückzukehren, steht er mit Rat und Tat zur Seite. Es ist eben kein Spital, dieses Spital, sondern ein Familienhaus, an das die Menschen zurückdenken, die einmal darin gewesen, um dort gesund zu werden. An das Haus im Grünen, an die liebe gnädige Frau, an die alte Erzellenz, an die resche Frau Doktor und an die drei Wiener Grazien Kati, Pipsi und Helenel...

M. Müller.